

Bürger – Staat, sondern ein Problem in der Gesellschaft zu werden. – Im übrigen zeigen nicht nur der ursprüngliche Erscheinungsort der Glossen und die dem „Bayerischen Schimpf-Kalender“ von Herbert Schneider entnommenen bayerischen Kraftausdrücke in der Einleitung, wie sehr der Autor Bayer geworden ist, was man unter den konkreten Umständen fast bedauern möchte, wenngleich sich der Rezensent in etwa dem gleichen Volksstamm zurechnet. Da ist es schon tröstlich, wenn bei der Frage nach dem „geliebten Deutsch“ die Sprache Johann Peter Hebels als das betont und gekonnt Ursprüngliche noch einmal voll durchschlägt. D.S.

ELISABETH NOELLE-NEUMANN. **Werden wir alle Proletarier?** Werte und Wandel in unserer Gesellschaft. Edition Interfromm. Texte und Thesen 102, Osnabrück 1979. 111 S., 9.–DM.

Das Büchlein hatte seinen Ausgangspunkt in einem gleichnamigen Artikel in der „Zeit“ (Juni 1974). Kernthese jenes Artikels war: „Im materiellen Bereich verbürgerlichen die Arbeiter ... ; im geistigen Bereich vollzieht sich umgekehrt eine Anpassung an Unterschichtmentalität, an den bürgerlichen Werten entgegengesetzte Haltungen.“ Der erste Teil der These war kaum umstritten, die Arbeiterschaft, insbesondere die deutsche, hat sich bürgerliche Lebensformen angeeignet; das Arbeiterproletariat ist Vergangenheit. Mit dem zweiten Teil erregte die Allensbacher Demoskopin beträchtliches Aufsehen: Die These war mißver-

stänglich, für die Proletarier des 19. Jahrhunderts fast beleidigend, in deren materiell bedingte existentielle Unsicherheit sinkt das Bürgertum am Ende des 20. Jahrhunderts nicht zurück. Was in der Jugend an angeblich oder wirklich proletarischen Manieren hochkommt (Jeansmode, „legere“ Umgangsformen) sind eher Oberflächenerscheinungen einer sich „Spielerisches“ leisten könnenden Konsumgesellschaft. Die Substanz der damaligen These sieht Noelle-Neumann durch spätere Umfragen (1975 und 1978), die sich freilich auf nur zum Teil identische Sachverhalte beziehen, aber bestätigt: das Absinken spezifisch bürgerlicher Werthaltungen: Fleiß, Arbeitsfreude, Leistungswille, Respekt vor dem Eigentum auch im kleinen. Dabei findet, wie die demoskopischen Daten, die in reichlich viel Tabellen geboten werden, zeigen, durchaus eine Angleichung der Mentalität der bürgerlichen Schichten, sogar der Selbständigen (S. 16) an die der Arbeiter statt. Die Autorin sieht in diesen Verhaltensänderungen eine „stille Revolution“ (S. 44) mit weitreichenden Folgen, zumal der Abbau von Fleiß und Leistung begleitet werde von einer durch die Medienkultur (vor allem das Fernsehen) beeinflussten Zunahme von Kreativitätsverfall, Unzufriedenheit (weil die Gesellschaft die Wünsche doch nicht erfüllen kann, die an sie gestellt sind, oder weil das Glück des passiven Konsums ein höchst ambivalentes Glück ist), Kontaktlosigkeit und Langeweile. Nicht ohne Besorgnis klingt die Frage an, ob die Gesellschaft einer solchen „Nach-Fleiß-Zeit“ (S. 96) in der Lage sein wird, auf Dauer ohne Zusammenbruch oder radikalen Umschwung die Leistungen zu erbringen, die Voraussetzung ihrer eigenen Zukunft sind. D.S.

Zeitschriftenschau

Theologie und Religion

DEJAIFVE, GASTON. **Pour un bon usage des Conciles.** In: Nouvelle revue théologique Jhg. 111 Heft 6 (November-Dezember 1979) S. 801–814.

Der Beitrag gibt eine knappe Übersicht zu hermeneutischen Grundregeln des theologischen Umgangs mit Lehrentscheidungen der Konzilien, die in der gegenwärtigen Theologie zumindest grundsätzlich allgemein im Gebrauch sind: Zunächst ist ihr historischer Kontext zu beachten, besonders weil es auf den Konzilien weniger um akademische Debatten als um Auseinandersetzungen unter teilweise dramatischen Umständen ging. Weil die Konzilien nie einen vollständigen Aufriß der Glaubenslehre geben wollten, muß ihre jeweils begrenzte Perspektive beachtet werden. Dadurch werden Überinterpretationen konziliarer Entscheidungen vermieden. Man muß in jedem Fall die genaue Intention der Konzilsväter berücksichtigen. Außerdem ist auch der theologische Kontext einzubeziehen: „Es ist evident, daß sich die Dogmen in ihrem begrifflichen und sprachlichen Ausdruck den Theologien verdanken, aus denen sie entstanden sind.“ Trotz aller historischen Relativierung behalten konziliare Lehraussagen einen bleibenden Sinn, der in der Geschichte des Glaubens nicht mehr vergessen werden darf. Der Autor beruft sich dabei auch auf Formulierungen der Erklärung „Mysterium ecclesiae“ der Glaubenskongregation.

KÜHN, ULRICH. **Das Abendmahl – Eucharistie der Gemeinde.** In: Kerygma und Dogma Jhg. 25 Heft 4 (Oktober-Dezember 1979) S. 289–302.

Der Beitrag will das traditionelle lutherische Abendmahlsverständnis, das Abendmahl als Gabe und Stiftung des Herrn in den Vordergrund stellt und die Funktion der Gemeinde im Geschehen auf ein passives Empfangen beschränkt, durch vom Neuen Testament und ökumenischen Konsensdokumenten her gewonnene Akzentsetzungen ergänzen und kritisch reflektieren. Die Deuteworte über Brot und Wein dürfen nicht von der Mahlhandlung isoliert werden; so lassen sich auch Wort und Antwort im Abendmahlsgeschehen nicht einfach voneinander trennen. Vielmehr gilt: „Das katabatische Geschehen ereignet sich im anabatischen Geschehen, das ist seine Struktur.“ Von diesem Ansatz her werden die Frage nach der Gegenwart Christi im Abendmahl und nach dessen Opfercharakter anzugehen versucht. Gerade weil die Gemeinde im Abendmahl in einer besonderen Weise die Gegenwart des Herrn erfährt, kann dieser auch ein Proprium in der Art und Weise der Gegenwart zugesprochen werden. Das Ineinander von Vollzug der Gemeinde und Handeln Christi erlaubt es auch, von einem Hineingenommenwerden der Gemeinde in das Opfer Christi zu sprechen. Aus dieser Akzentuierung des Abendmahls als Feier der Gemeinde ergeben sich Anfragen an die evangelische Abendmahlspraxis.

STALDER, ROBERT. **Der neue Gottesgedanken Fichtes.** In: Theologie und Philosophie Jhg. 54 Heft 4 (1979) S. 481–541.

Stalder geht vom „Atheismusstreit“, der Diskussion über Fichtes Schrift „Über den Glauben an eine göttliche Weltregierung“ aus und versucht einerseits, die Wurzeln des neuen Gottesbildes in Fichtes frühen Schriften zu eruieren, andererseits die Linien bis zur gegenwärtigen Diskussion über das Gottesverständnis auszuziehen. Fichtes Verständnis Gottes als der „moralischen Weltordnung“ läßt sich aus seiner Auseinandersetzung mit Kants Gottesbegriff verdeutlichen. Nur wird bei ihm die Autonomie der Vernunft so radikal gedacht, daß Gott und Vernunft identisch sein müssen. Dadurch kommt es schließlich zur Ineinssetzung von menschlichem Ichgrund und göttlichem Leben. So kann man sagen: „Fichte hat als erster den ‚nach-theistischen Gott‘ heraufbeschworen.“ Damit hat er mit der christlichen Tradition des Gottesverständnisses gebrochen. Daß Fichte auch heute noch nachwirkt, wird an drei Merkmalen moderner Gottesauffassung nachzuweisen versucht: „an der Verschmelzung von Religion und menschlichem Tun, an der Auflösung der Offenbarung in das Selbstverständnis des Menschen und an der Gleichsetzung göttlicher Gegenwart mit zwischenmenschlicher Beziehung.“ Wird die Religion in Moral eingegeben, kann Offenbarung auch auf Existenzverständnis reduziert werden. Das Offenbarungsereignis wird von seinem Grund abgelöst.

Kultur und Gesellschaft

KIRSCH, GEORG. *Demokratie – Entwicklungsmaschine oder moralische Anstalt.* In: Frankfurter Hefte Jhg. 34 Heft 11 (November 1979) S. 15–20.

Obwohl der Autor recht nüchtern mit Schumpeters Definition von Demokratie beginnt: die demokratische Methode sei jene institutionelle Ordnung zur Erzielung politischer Entscheide, die das Gemeinwohl dadurch verwirklicht, daß sie das Volk selbst die Streitfragen entscheiden läßt, und zwar durch die Wahl von Personen, die zusammenzutreten haben, um seinen Willen auszuführen, wird doch sehr bald der eigentliche Skopus des Beitrags sichtbar. Der Autor, Finanzwissenschaftler in Fribourg, zielt auf eine Erweiterung der Demokratie-Theorie, und zwar um die Dimension der Bewältigung des Neurotisch-Psychiatrischen. Langsam, so Kirsch, setzte sich auch in der Demokratie-Theorie die Überzeugung durch, daß das Bild des eng definierten rationalen Menschen durch eine reichere und wirklichkeitsnähere Vorstellung abzulösen sei, die die politischen Denksätze aus der Psychoanalyse voll einbeziehe, auch wenn das „zum Schaden der auf Simplizität aufbauenden Eleganz der wissenschaftlichen Modelle“ geschehe. Er will zur Geltung bringen, was zu lange verdrängt schien, daß nämlich Politik auch „neurotisches Arrangement“ sei, und zwar nicht nur in dem Sinne, daß Bürgern als Gefangenen ihrer Neurosen der Zugang zu rationalen Sachlösungen verstellt sei, sondern daß Politiker selbst „ihre privaten Neurosen in öffentliche Anliegen formulieren“. Gerade dadurch, daß das eingesehen und nicht verdrängt werde, könne Demokratie zu einer „moralischen Anstalt“ zur Verbesserung der Menschheit werden.

MANCIAUX, MICHEL. *La santé des enfants du tiers monde.* In: Etudes (November 1979) S. 461–471.

Dieser Beitrag ist aus drei Gründen lesenswert. 1. gibt er einen differenzierten statistischen Überblick über die sozialen, familiären und gesundheitlichen Mängel-Lagen der Kinder in der Dritten Welt. 29 Prozent leben in untragbaren Wohnverhältnissen, 35 Prozent der schulpflichtigen Kinder besuchen keine Schule, 42 Prozent der bis 15jährigen müssen auf jede medizinische Betreuung verzichten. Was das in Ländern mit teilweise bis zu 40 Prozent Kindern und Jugendlichen (bis zu 15 Jahren) bedeutet, liegt auf der Hand. 2. wird der Zusammenhang von frühkindlicher Vernachlässigung, physischen Schäden und psychischen Belastungen deutlich. Schlechte Ernährung und Anfälligkeit für Infektionskrankheiten bilden einen „Circulus vitiosus“, dem nur schwer zu enttrinnen ist. Das Fehlen affektiver und geistiger Anregung ist ein kaum minder behinderlicher Mangel. Insbesondere ist infolge des Zusammenwirkens von Unterernährung und psychischer Zuwendung mit psychosomatischen Störungen und Retardierungen zu rechnen. 3. wird das Ziel eines alternativen Gesundheitswesens, der Autor spricht vom „Danaergeschenk“ der Medizin aus Industrieländern, klar formuliert: Verlagerung der Gesundheitsdienste aus den kostspieligen großen Einrichtungen an die Basis mit dem Ziel einer engen Zusammenarbeit von (wenigen) Ärzten mit (zahlreicherem) Hilfspersonal.

Kirche und Ökumene

VISCHER, LUKAS. *Der Auftrag der reformierten Kirche in der ökumenischen Bewegung.* In: Ökumenische Rundschau Jhg. 28 Heft 4 (Oktober 1979) S. 410–421.

Vischer geht die Fragestellung in zwei Schritten an: Zunächst nennt er vier Grundelemente der reformierten Tradition, die für ihr Zeugnis im Gespräch mit anderen Kirchen entscheidend sind. Dazu gehört der Wille zur radikalen Konzentration auf das Evangelium und die Leidenschaft für die Schrift, die durch keine andere Autorität verdrängt werden darf, ebenso wie die synodale Struktur. Schließlich sei die

Offenheit der reformierten Kirchen für neue Fragestellungen von Bedeutung. Diese Elemente könnten von den Reformierten aber nur in die ökumenische Bewegung fruchtbringend eingebracht werden, wenn es zu so etwas wie einer zweiten Reformation ihrer Kirche komme. Dazu müsse vor allem ein neues Verständnis für die Kirche als eine von Gott vorgegebene, dem Individuum vorgeordnete Gemeinschaft geschaffen werden. Daraus ergeben sich für Vischer dann Anfragen an die reformierte Tradition: Sie müsse den Sinn für die ganze Tradition der ganzen Kirche wiedergewinnen und häufiger das Abendmahl feiern. Außerdem wäre es sinnvoll, die synodale Struktur durch die Wiedereinführung des Bischofsamtes zu ergänzen, ohne sie dadurch abzuschaffen.

Heiligkeitsmodelle. In: Concilium Jhg. 15 Heft 11 (November 1979)

Fast alle Beiträge des Heftes bewegen sich in dem Spannungsfeld zwischen offizieller kirchlicher Kanonisation und der weit darüber hinausreichenden Vielfalt von Formen, in denen im Verlauf der Kirchengeschichte „Heiligkeit“ gelebt wurde. Ein Beitrag über „Die Heiligsprechung und ihre soziale Verwendung“ (Pierre Deloz) liefert ausreichend Belege zu der im Vorwort aufgestellten These: „Der offizielle Himmel spiegelt die Interessen der irdischen Kirche wieder.“ Andere Beiträge gehen dem Wandel priesterlicher und monastischer Heiligkeitsmodelle nach oder stellen den kanonischen Heiligen „aus dem Volk stammende Heiligkeitsmodelle“ (Eduardo Hoonart) an die Seite. Als eigentliche Modelle christlicher Heiligkeit werden Jesus und Maria behandelt: „Jesus ist nachahmbares Modell, weil er keinem vorgefertigten Kriterium für Heiligkeit gehorcht hat, so daß er in diesem Sinne in jeder Beziehung schöpferisch war“ (Christian Duquoc). Die biblischen Grundlagen der Heiligkeit Marias deutet René Laurentin von der lukanischen Kindheitsgeschichte her. Einen Blick über christliche Heiligkeitsmodelle hinaus läßt schließlich ein Beitrag über den Heiligen im Buddhismus tun.

Personen und Ereignisse

Die britische Regierung hat dem Apostolischen Delegaten in London, Erzbischof *Bruno Heim*, diplomatischen Status zuerkannt. Das bedeutet nach Aussagen aus dem Foreign Office keinen Schritt zur Herstellung voller diplomatischer Beziehungen. Die faktischen Beziehungen zwischen London und dem Vatikan bilden einen in den internationalen Beziehungen ziemlich einmaligen Sonderfall. London ist beim Vatikan mit einem Gesandten (nicht mit einem Botschafter) und der Vatikan nur mit einem Apostolischen Delegaten, nicht mit einem Nuntius, vertreten. Einen ähnlichen Sonderfall gibt es nur noch in der Schweiz, nur ist es dort umgekehrt: In Bern residiert ein Nuntius, aber beim Vatikan gibt es keinen Schweizer Botschafter.

Wenige Tage vor der Parlamentsdebatte über die endgültige Legalisierung des Schwangerschaftsabbruchs in Form der Fristenregelung hat sich der Vorsitzende der französischen Bischofskonferenz, Kardinal *Roger Etchegaray*, an die Parlamentarier mit der Feststellung gewandt: Eine Gesellschaft, die die Abtreibung zulasse, könne für sich nicht die Autorität beanspruchen, sich für die Würde eines jeden

Menschen einzusetzen. Der Kardinal warnte die Politiker davor, sich hinter der Unterscheidung zwischen Gesetz und Moral zu verschanzen.

Gegen Interpretationen einer Papstreue aus Anlaß des Ad-limina-Besuches der chilenischen Bischöfe, bei dem der Papst die Bischöfe angeblich gemahnt hatte, sich nicht in die Politik des Landes einzumischen, hat sich der Erzbischof von Santiago de Chile, Kardinal *Raul Silva Henriquez* geäußert. Der Papst habe die Bischöfe nicht vor politischer Einmischung gewarnt, sondern die Einheit von Glaube und Leben im persönlichen, nationalen und internationalen Leben betont. Dazu gehöre auch der politische Bereich. Im übrigen kündigte der Kardinal an, *Johannes Paul II.* werde im nächsten Jahr Chile besuchen, wenn bis dahin der Beagle-Konflikt beigelegt sei.

Zur Gründung von staatlich nicht registrierten orthodoxen Gemeinden hat der inzwischen verhaftete Sprecher des Komitees zur Verteidigung der Rechte der Gläubigen, der bekannte orthodoxe Priester *Gleb Jakunin*, in einem 40 Seiten langen, jetzt im Westen bekanntgewordenen Schriftstück aufgefordert.

Grund dafür: der akute Mangel an Priestern und Gemeindezentren in großen Teilen der Sowjetunion. Dem Moskauer Patriarchen wirft Jakunin im gleichen Schriftstück vor, er zeige sich der jetzt erkennbaren Situation eines religiösen Wiederaufschwungs nicht gewachsen und er habe auch die Zeit des religiösen Frühlings verpaßt, als mit dem Sturz Chruschtschows auch dessen antireligiöse Kampagne beendet worden sei. Jakunin versicherte ausdrücklich, mit dem Patriarchat nicht brechen zu wollen.

Erzbischof *Marcel Lefebvre* verlegt den Hauptsitz seiner Priesterbruderschaft von Ecône nach Rickenbach im Kanton Solothurn (NZZ, 5. 12. 79). Er gab bekannt, daß er sich wegen der Entwicklung seines Werkes veranlaßt sehe, den Aufbau der Organisation zu revidieren. Die Bewegung zähle gegenwärtig mehr als 200 Priester in etwa 20 Niederlassungen. Dem neuen Hauptsitz unterstehen künftig die verschiedenen „Distrikte“ und selbständigen Niederlassungen. Lefebvre erklärte, er glaube, durch die Umstrukturierung „dem kanonischen Recht und der Gesetzgebung der Kirche noch mehr zu entsprechen“.